

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 154 (1881)

Artikel: Etwas vom Winter 1879/80
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Etwas vom Winter 1879/80.

Es heißt sonst im Sprichwort: „Gestrenge Herren regieren nicht lange“, und es ist meistens wahr. Dass aber sogar eine Sprichwortregel ihre Ausnahmen hat und zwar große, das beweist der verwichene Winter kalten Angebendens. Lang und streng war er genug und übergenug. Schon im November fing der strenge Winter an und dauerte mit geringen Unterbrechungen bis in den März hinein. Der Bote will keineswegs seinen geneigten Lesern und Leserinnen einen langen und ausführlichen Bericht über den Winter 1879/80 geben; derselbe hat selber dafür gesorgt, dass er so bald nicht vergessen werde. Aber ein paar Worte möchte er doch darüber sagen, wäre es auch nur, um Kindern und Kindeskindern einen Begriff davon zu geben, was für ein grober und rauher Geselle dieser Meister Winter gewesen ist, der strengste seit 50 Jahren.

Damals, Anno 1829/30, soll es freilich noch ärger gewesen sein, und der Bote befindet sich noch gar wohl, wie ihm sein Vater erzählt hat, dass die Aare bei Bern damals fest zugefroren gewesen sei, so dass man mit Lastwagen darüber fahren und sogar auf dem Eise ein Rößlispiel aufstellen konnte. So weit kam es nun im Winter 1879/80 nicht; die Aare ist nicht zugefroren, aber dafür eine Menge von Seen. An manchen Tagen sank in Bern die Temperatur auf 21° C. unter Null, in Basel sogar auf 23° ; dichter, eiskalter Nebel lag meist auf der Hochebene und ungeheure Massen von Schnee deckten das Land. Drob in den Bergen, wo der Nebel selten den ganzen Tag liegen blieb, war es verhältnismässig viel wärmer und die Schnee-

masse eine weit geringere. So hatte der Beatenberg am Thunersee durchschnittlich 15° wärmer als die 600 Meter tiefer gelegene Stadt Bern, und die Alpen hatten im Sommer fast nur neuen, d. h. Frühlingsschnee, aber wenig alten Winterschnee.

Von Seen sind ganz zugefroren der Bodensee, der Zürchersee, der Bieler- und der Murtensee, von all' den vielen kleinen gar nicht zu reden. Sogar beim Genfer-, Neuenburger- und Lemanersee fing das untere Ende an, zu gefrieren, und auf dem Vierwaldstättersee mussten des Eises wegen die Dampfschiffurse nach Stansstad und Alpnach für einige Zeit eingestellt werden; der Thuner-, der Brienzer- und der Wallensee dagegen froren nicht zu, theils ihrer beträchtlichen Tiefe wegen, theils wegen ihrer schützenden Bergumrahmung.

An vielen Orten wurde das Zufrieren der Seen wie ein Volksfest gefeiert, vor Allem in Zürich, wo die Eisdecke früh und spät von Tausenden von Schlittschuhläufern, Spaziergängern, ja sogar von bespannten Schlitten wimmelte, und das in voller Sicherheit, denn das Eis war dick und stark. Später, gegen den Februar hin, bösete es allerdings mit der Festigkeit bedenklich, und mehr als ein Schlittschuhläufer hat da und dort mit dem Leben die Erfahrung zahlen müssen, dass das Eis doch eigentlich auch nur trügerisches Wasser sei.

Dass der strenge Winter der Pflanzenwelt nicht günstig war, weiß jeder Leser, und noch besser wissen es die geneigten Leserinnen, denen wohl nicht selten ein Bäumlein oder Stöcklein im Garten erfroren ist. An vielen Orten sind ganze Weinberge in Folge der Kälte zu Schaden gekommen, aber leider ist mit den Rebstocken nicht auch

der Feind, die Neblaus, erfroren; an andern, namentlich an der Nebelgrenze, da, wo die Bäume bald im warmen Sonnenschein, bald im todeskalten Nebel steckten, haben die Obstbäume bedenklich gelitten, und mancher Schaden ist erst spät, nachdem die Bäume anscheinend schön verblüht, zum Vorschein gekommen. Noch schlechter ist es den fremden Zier- und Nutzpflanzen gegangen. Von den zierlichen, süßduftenden Glycinen, die mit ihren hellblauen Blüthentrauben und ihrem dunkeln, dichten Blattwerk so manche Laube und Altane schmückten, ist in der Gegend von Bern nicht manche mit dem Leben davongekommen, und von den ausländischen Nadelhölzern, den Wellingtonien, Normannien u. s. w., ist das Meiste entweder abgestorben oder fränkelt immer noch an den Folgen des Winters, während die einheimischen Waldbäume sich tapfer und mit Erfolg gewehrt haben.

Aber wenn der Bote so dem Winter seine Sünden aufzählt, so darf er doch auch seine guten Eigenschaften nicht vergessen; der Winter war kalt und lang, aber doch schön und im Ganzen gesund. Der massenhafte Schnee deckte den Boden gut zu und hielt ihn warm, und die Kälte hat deshalb den Feldfrüchten nicht geschadet. Dem kalten Winter ist ein heißer, fruchtbarer Sommer gefolgt mit reicher Ernte; hoffentlich wird ihm auch noch ein guter Herbst mit ergiebiger Weinlese nachkommen.

Aus aller Herren Ländern.

Unser liebes Heimatland liegt fast zu Mitts und zuhöchst in Europa, gerade wie ein Wartthurm oder Luginsland, von dem aus man sehen kann, wie es da draußen rings herum

aussieht und zugeht. Wenn wir heute von unserm Luginsland den Blick zu unsren Nachbarn ennet der Berge und des Rheines schweifen lassen, so finden wir, daß das Wetter bei ihnen so zwischen durch ist. Hell und klar ist es nicht am politischen Himmel, vielmehr thürmen und ballen sich rings am Horizont schwere Wolken, unheilschwanger, Verderben drohend; aber so schwarz und wüst die Wolken sind, es ist doch noch möglich, daß die Sonne Meister wird und Nebel und Wolken zerstreut, oder daß, wenn ein Gewitter losbricht, es sich auf eine einzige Gegend beschränkt und nicht zum Weltsturm wird.

Fangen wir bei unsren lieben Nachbarn an, die hinter dem blauen Leberberge wohnen, so scheint da auf den ersten Blick das Wetter gar gut zu sein. Die Republik ist in Frankreich am 4. September 1880 just zehn Jahre alt geworden und hat sich in der Zeit mehr und mehr befestigt, ihre Gegner dagegen haben von Jahr zu Jahr mehr Boden verloren; sie sind unter sich uneins und die gefährlichsten unter ihnen, die Bonapartisten, sind seitdem der Prinz Napoleon im wilden Zululande unter den Speeren der Kaffern verblutet hat, ohne Haupt und ohne Ziel. Der Kriegsschaden der Jahre 1870 und 1871 ist längst verwunden, ja das besiegte Frankreich steht trotz aller Brandstiftungen jetzt reicher und stattlicher da als das siegreiche Deutschland. Im Bewußtsein seiner Kraft hat sich denn auch Frankreich einmal daran gemacht, der Geistlichkeit, die während des Kaiserreichs gar übermuthig und allmächtig geworden war, gehörig auf die langen Finger zu klopfen und sie in ihre Schranken zurückzuweisen; die Jesuitenschulen sind geschlossen, die Klöster aller vom Staate nicht genehmigten Orden aufgehoben, die Volksschule der geistlichen Leitung entzogen worden. Daß das Alles nicht geschehen konnte ohne Sturm und böses Wetter, versteht sich von selbst; aber von den Wolken hat Frankreich nichts zu fürchten, so lange es fest und vor Allem mäßig und gerecht bleibt und nicht die Religion selbst, sondern nur die Neubergriffe der Geistlichkeit bekämpft. Eher könnte vielleicht eine andere Volke gefährlich